

**NORA
BOSSONG
REICHS
KANZLER
PLATZ**

**ROMAN
SUHRKAMP**

SV

**NORA
BOSSONG**

**REICHS
KANZLER
PLATZ**

Roman
Suhrkamp



Erste Auflage 2024

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Verwendung eines Motivs von picture alliance/

Fotoarchiv für Zeitgeschichte (Köpfe) und
eines Motivs von Midjourney (Hintergrund)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43190-0

www.suhrkamp.de

**REICHS
KANZLER
PLATZ**

*Was Ihr seid – das waren wir
Was wir sind – das werdet Ihr*

Schriftzug beim Friedhof Pritzwalk

1919-1927
Madame Quandt

I

Lange hatte ich keine Vorstellung vom Tod. Die Geschichten, die meine Eltern mir als Kind erzählten von Wolken und Engeln und Flammen und Teufeln, blieben mir so fern, dass ich nicht einmal Angst davor hatte. Vielleicht, weil meine Großeltern schon vor meiner Geburt gestorben waren, konnte ich die Bedeutung dieses vollkommenen Verlusts einfach nicht verstehen, und dass mein Vater am Ende meines ersten Schuljahrs einige Tage lang nur noch zart mit dem Leben verbunden gewesen war, hatte meine Mutter gewissenhaft vor mir verborgen.

Auch das, woran ich heute denke, ist wohl nicht mehr als eine Hilfskonstruktion. Ich denke an Hellmuts Mutter. Sie starb kurz nach dem Krieg an der Spanischen Grippe, und ich habe sie nie kennengelernt. Hellmut kam erst einige Monate später in unsere Klasse, blass und schmal, als sei er selbst erkrankt. Der Tod seiner Mutter war das Erste, was wir über ihn wussten, das Zweite war, dass sein Vater ein großes Unternehmen führte, und in der Pause wurden wir von unserem Lehrer geschickt, ihm unser Beileid auszusprechen, man wusste nicht so recht ob für das eine oder das andere.

Meiner Mutter imponierte der Name der Familie, obwohl mein Vater meinte, im Generalstab habe noch nie jemand von einem Quandt gehört. Sie drängte mich, auch einen Kondolenzbrief zu schreiben, aber auf dem Papier fand ich keine passenden Worte. Hellmuts Mutter war ja nicht fürs Vaterland gestorben, wie einige Väter, die aus dem Krieg nicht zurückgekommen waren, ihr Tod ergab

überhaupt keinen Sinn. Das schrieb ich und zerriss das Blatt wieder, es klang wie ein Vorwurf.

Ich zeigte Mutter den zugeklebten und adressierten Umschlag mit dem schwarzen Trauerrand, und sie schickte mich mit fünfzehn Pfennig fürs Porto los. Draußen warf ich den leeren Umschlag in einen Mülleimer. Vom Geld wollte ich eine Rippe Schokolade kaufen, zögerte aber und ließ es später einem der Kriegsinvaliden in seinen Blechtopf fallen. Ich dachte, so käme ich vielleicht mit dem Gewissen davon.

Trotzdem vermied ich es, mit Hellmut allein zu sein. In der Turnumkleide gehörten wir beide zu den Langsamsten. Waren nur noch drei oder vier Jungen in dem nach Talkumpuder und Kinderschweiß müffelnden Raum, dachte ich, die anderen könnten mich mit Hellmut zurücklassen. Sagte ich dann nichts, wäre es, als würde ich mein eigenes Versäumnis gutheißen; sagte ich etwas, erinnerte ich Hellmut wieder an den Verlust seiner Mutter. Je länger die Zeit der Kondolenz vorbei war, bald sechs Monate, dann schon mehr als ein Jahr, desto peinlicher wurde es. Ich verließ die Umkleide meist mit offenen Schnürsenkeln.

Dann kam die Woche nach den Osterferien, Hellmuts Ankunft am Arndt-Gymnasium jährte sich zum zweiten Mal, und obwohl ich erst zwölf war und von Politik nichts verstand, spürte ich die Hitzigkeit auf dem Schulhof, die nicht zum vereisten Boden und den Atemwölkchen der Umstehenden passte. Kurz vor den Feiertagen hatten die Kommunisten mit Schusswaffen und Sprengstoffanschlägen einen Umsturz versucht. Reichspräsident Friedrich Ebert hatte den Ausnahmezustand verhängt, und fast zweihundert Menschen waren bei den Unruhen erschossen

worden. Ich dachte wieder an den Tod und wie absurd und endgültig er sein musste.

Als Hellmut sich im Unterricht zu mir umdrehte, fühlte ich mich unwohl. Ich riss ein Blatt Papier aus meinem Heft und schrieb den Kondolenzbrief. Es ging mit einem Mal ganz leicht. Ich schrieb, dass ich ihm schon lange hatte schreiben wollen, aber nicht die richtigen Worte gefunden hätte. Ich schrieb, dass es die richtigen Worte vielleicht gar nicht gäbe, er aber dennoch wissen solle, dass mir seine Trauer nicht egal gewesen sei. Ich hätte sie ihm gern etwas leichter gemacht und zugleich gewusst, dass das nicht ging.

In der Pause ging ich auf ihn zu. Er sprach mit zwei Jungen aus einer höheren Klasse, die wie er unter der Woche als Internatsschüler im Haus Wettin wohnten, und sah sich nur unwillig zu mir um. Ich sagte, es täte mir leid, und reichte ihm den Zettel.

Natürlich verstand er nicht, was ich meinte, es war ja schon so lange her. Die beiden Älteren feixten, und meine Ohren liefen heiß an. Dann, wie um mich zu retten, klarte sich Hellmuts Gesicht auf, und er versicherte mir, es sei nicht so schlimm, sie wären schließlich im Skiurlaub gewesen, und wir könnten an einem anderen Tag den Lernstoff nachholen. Er wandte sich wieder ab, ich aber blieb hinter ihm stehen und sagte halblaut: Morgen?

Nein, Sonntag, gab er zurück, und wohl nur, um mich loszuwerden, fügte er hinzu: Da bin ich zu Hause.

II

Später habe ich mich gefragt, warum er die Verabredung nicht einfach zwischen zwei Unterrichtsstunden wieder auflöste. Vielleicht hielt er es für abwegig, dass ich wirklich vor der Villa seines Vaters stehen könnte. Damals dachte ich darüber nicht nach, sondern berichtete meiner Mutter davon wie von einer guten Note. Sie legte mir meinen besten Anzug raus und gab mir Geld für Blumen. Aber keine Rosen, schärfte sie mir ein, und am Sonntag überreichte ich Hellmuts Stiefmutter einen Nelkenstrauß. Ich wusste noch nicht, dass sie als Kommunistenblumen galten, und seine Stiefmutter ließ sich nichts anmerken. Mir fielen ihre großen, kühlen Augen auf, und ihr Gesicht erinnerte mich an die Marmormadonna, die ich auf einer Florenzreise mit meinen Eltern gesehen hatte.

Weil sie so gut Französisch sprach, nannte Hellmut sie Madame Quandt. Mutter werde ich nicht zu ihr sagen, damit du es weißt. Mir schien Mademoiselle passender, aber das ging natürlich nicht, schließlich war sie verheiratet, und auch noch mit dem Herrn des Hauses. Vor drei Monaten hatte die Hochzeit stattgefunden. Sie war keine sieben Jahre älter als Hellmut. Im November würde sie zwanzig werden; wir hatten April.

Hellmut führte mich in seinem Zimmer an den Regalen vorbei, in denen sein Spielzeug wie in einem Kaufhaus ausgestellt war. Kaum etwas sah benutzt aus. Er sei jetzt natürlich zu alt dafür, erklärte er und nahm eines der Modellautos herunter. Aber wir könnten hinausgehen und die Autos im See versenken. Das würde Madame Quandt ver-

legen machen, weil sie nicht wusste, ob sie ihn ausschimpfen dürfe.

Ich folgte ihm gehorsam und zerschlug den Romanorennwagen auf dem Parkweg. Die Felge splitterte, und ein Gummirad rollte in den Rasen. Als ich aufblickte, bemerkte ich, dass der April hier bereits wie Frühsommer aussah. Die Bäume blühten violett und purpur, und die Rabatten waren mit sternblättrigem Blau überzogen. Dahinter, auf dem sandigen Babelsberger Grund, stand die Villa mit ihren zahllosen Fenstern und Dachvorsprüngen, sauber, leblos und monströs.

Mein Brief sei seltsam gewesen, sagte Hellmut und trat nach dem Romanowagen. Eigentlich kitschig. Ich sah auf die Rauten der Wegplatten und wollte mich entschuldigen, aber Hellmut fuhr fort: So sei man nicht in Kondolenzbriefen. So ehrlich. Da logen die Leute vor lauter Hilflosigkeit noch mehr als sonst. Vielleicht, fügte er hinzu, habe es ihm gefallen, aber sicher sei er sich nicht.

Am Ufer zeigte er mir, wie man mit einem Käscher nach Fröschen jagte. Mit einer schnellen Bewegung aus den Schultern ließ er das Netz ins Wasser dippen. Ein Frosch blieb zappelnd hängen, und Hellmut hielt ihn mir vors Gesicht. Das Tier spreizte seine schlangenhaften Beine und glotzte mich an. Ich fand hübsch, wie Hellmut lachte, auch wenn vielleicht etwas Böses darin lag. Dann verlor er das Interesse an dem Tier, warf es ins Gebüsch und stocherte mit dem Stiel des Käschers im Froschlaich, bis die kleinen Blasen über den See trieben.

Weißt du, wie sie früher hieß?, fragte er unvermittelt, und ich kann nicht mehr sagen, woher ich den Namen kannte, aber ich antwortete: Ich dachte, Ritschel.

Hellmut lachte, wie er über den Frosch gelacht hatte.

Davor, sagte er.

Ich verstand nicht, was er meinte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Madame Quandt schon einmal verheiratet gewesen und bereits Witwe war. Natürlich war durch den Krieg vieles möglich, Madame Quandt konnte mit siebzehn die Nachricht erhalten haben, dass ihr Mann gefallen war, aber es passte nicht zu meinem flüchtigen Bild von ihr, das mir rein und schwebend erschien wie das der Jungfrau Maria.

Davor hieß sie Friedländer, sagte Hellmut.

Ist sie Jüdin?, fragte ich.

Ihr Stiefvater ist Jude, und einen besseren Namen hat sie nicht abbekommen. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: Wir haben nichts gegen Juden, aber in der eigenen Familie muss es ja nicht sein. Die Leute reden. Und wir müssen eben immer auch an die Geschäfte denken.

Er sah in diesem Moment älter aus, wie ein kleiner Erwachsener, und ich stellte mir vor, wie er mit Zigarre und Cognacschwenker in einem Chesterfield-Sessel saß und mit der Glut aufs Fenster wies. Jahre später, als ich von Quandts Übernahme der deutschen Waffen- und Munitionsfabrik hörte und dann auch vom Bau der Baracken auf dem Betriebsgelände der AFA, habe ich wieder an dieses Bild von Hellmut mit Zigarre denken müssen, und ich habe mich gefragt, ob er es wohl anders gemacht hätte als sein Vater und sein Bruder.

Er erzählte noch etwas von Madame Quandt, dass sie in einem katholischen Internat aufgewachsen war, bei Nonnen, die sie von morgens bis abends hatten knien und beten lassen, und dass sie mittlerweile protestantisch war wie

alle in der Familie Quandt. Sie wechselt so oft ihren Namen und ihren Glauben, sagte Hellmut, was weiß ich, was sie in Wirklichkeit ist. Vermutlich kann sie das nicht mal selbst sagen. Weißt du, sagte er leise, Mama hätte gemerkt, dass Madame Quandt auch unseren Namen nur wie eine Maske trägt.

III

Aufgewachsen bin ich in einer heilen Welt. Das zumindest habe ich während meiner Kindheit geglaubt. Sie erstreckte sich auf 230 Quadratmetern, die vom Geruch frischen Kakaos und alten Flieders durchflutet und nach oben hin von Stuck begrenzt waren. Meine Mutter liebte französische Romane und mein Vater das Knistern des Plattenspielers. Den meisten meiner Klassenkameraden hatten die Kriegsnachrichten die Väter ersetzt, und selbst als später einige dieser Väter zurückkehrten, füllten sie die Familien nicht mehr auf. Außer in den wenigen Wochen zum Ende meines ersten Schuljahrs hatte mir nie jemand gefehlt.

Überall in der Wohnung fanden sich Fotografien von Vater in Offiziersuniform, und manchmal dachte ich, dass sie nicht das Abbild von Vater wären, sondern Vater das Abbild der Fotografien. Über dem Ehebett meiner Eltern hing ein Porträt von Wilhelm II. mit Pickelhaube und im Salon ein Foto meiner Großeltern, das letzte Zeichen der vorangegangenen Generation. Das Sepia war schon so vergilbt, dass ich nur noch den dunkelhaarigen Dackel in der Mitte des Bildes gut erkennen konnte. Er hieß Waldemar und gehörte wie alles auf dieser Aufnahme bereits der Geisterwelt an.

Auf dem Boden des Berliner Zimmers erwachte er zu neuem Leben, denn meine Eltern hatten mir zum fünften Geburtstag einen Stoffhund geschenkt, der lange Jahre nicht von meiner Seite wich. Das Berliner Zimmer war Annies Reich, und es besaß nur ein einziges, kleines Fenster. Selbst im Sommer brannte elektrisches Licht, unter dem unsere

Zugehfrau summend bügelte und nähte und sich von mir mit den Holzschienen meiner Eisenbahn einzäunen ließ. Aus ihren Stoffresten baute ich Waldemar ein Körbchen und las ihm aus meinen Kinderbüchern vor, was ich, als ich das Alphabet noch nicht vollständig beherrschte, halb aus meiner Erinnerung, halb aus meiner Fantasie heraus tat. Neben dem Zimmer stand eine Kammer leer, in der ich Fundstücke für Waldemar hortete, was auch immer er mit Paketschnur, Eicheln, einer zerbrochenen Wäscheklammer anfangen sollte. Niemand sagte mir, dass die Kammer eigentlich für mein Geschwister gedacht war, das nie auf die Welt gekommen ist.

Abends erkundigte Vater sich nach meinen Spielen mit einem Ernst, als nähme er sie ebenso wichtig wie die Arbeit an seinem Schreibtisch, und erst später habe ich verstanden, dass auch sie nichts anderes als Kinderspiele eines Erwachsenen war. Morgens um acht Uhr bezog er seinen Platz hinter dem gewaltigen Kirschholzschreibtisch seines Arbeitszimmers. Dort thronte er neun Stunden und studierte Zeitungen, Schachpartien, historische Schlachtpläne, nur unterbrochen von den Mahlzeiten, um zwölf Uhr Mittagessen, um halb vier Tee mit Bisquit. Vater liebte die Pünktlichkeit, denn sie war alles, was ihm von seiner militärischen Laufbahn geblieben war. Draußen wütete der Weltkrieg, und hier drinnen spielten zwei Jungen einen Alltagsnach, der nicht mehr oder noch nicht ihrer war.

Vaters eigentliches Leben hatte vor meiner Geburt stattgefunden, und es schien mir so geheimnisvoll und aufregend wie die Abenteuer in den Heftchenromanen, die ich meinen Eltern hin und wieder abtrotzte. Es spielte im Jahr 1900, und es gab darin Boxer und eine Kaiserinwitwe na-